

Was ich noch sagen will

Vorlaut, widerständig, unbequem – das waren Attribute, die mir in Kindheit und Jugend gern von Erwachsenen zugeschrieben und auch in Schulzeugnissen attestiert wurden. Ich empfand das oft als verletzend und hatte immer wieder das diffuse Gefühl, dass man mir unrecht tat. Weder wollte ich Querulantin sein, noch mich aus Prinzip gegen etwas stemmen. Vielmehr hatte ich von Kindesbeinen an ein feines Gespür dafür, wenn irgendwo etwas nicht stimmte, Missstände unter dicke Teppiche gekehrt und Wahrheiten in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Vielleicht entwickelte ich diese spezielle Antenne, weil ich mit Familiengeheimnissen und Lebenslügen groß wurde; ein Kind spürt, wenn Dinge fortwährend verdreht oder falsch dargestellt werden, um einen schönen Schein zu wahren. So wuchs in mir wie ein zusätzliches Sinnesorgan ein Sensor heran, der anschlägt, wenn die Unwahrheit verbreitet wird. Ich kann das nicht wegblenden oder unterdrücken und muss mich zu Wort melden, sonst habe ich das Gefühl, an dem Unausgesprochenen zu ersticken.

In meiner Adoleszenz während der 1980er Jahre stärkten mir deutsche Liedermacher den Rücken wie der damals noch gesellschaftskritische Konstantin Wecker oder die mutige Bettina Wegner, die lange Jahre dafür kämpfte, in der DDR bleiben und dort ihre unbequemen Lieder singen zu dürfen. Wenn ich in mich hineinhöre, steigen auch jetzt noch ihre Songtexte in mir auf, wie etwa: „Was ich noch sagen will: Sei nicht so lau und still, wenn was zu sagen wär. Hab doch nicht solche Angst, dass man dir übelnimmt, wenn deine Haltung stimmt. Und lass dich nicht bekehren, dass Schweigen leichter ist – man lässt dabei Gesicht.“ Im Geiste sehe ich mich als 15-jährige immer wieder aufs Neue ihre Langspielplatten umdrehen und mir auf diese Weise mentale Unterstützung holen im Kampf gegen individuelle und kollektive

Ungerechtigkeit. Sollten mich ruhig alle für „ungezogen“ halten – wenn diese Frau dem SED-Regime gegenüber für das Recht auf freie Meinungsäußerung eintrat, dann konnte ich in meinem kleinbürgerlichen Umfeld im freiheitlichen Westen wahrlich nicht zu feige sein, um laut und deutlich meine Meinung zu vertreten.

Auch heute kommen wir in unseren Breiten nicht hinter Schloss und Riegel, wenn wir sagen, was wir denken. Doch es gibt andere perfide Mittel, um Menschen zum Schweigen zu bringen, vor allem diejenigen, die in der Öffentlichkeit stehen. Wie sagte mir ein kritischer Zeitgenosse: „Man kann froh sein, wenn man keinen Wikipedia-Eintrag hat, dann kann man dort schon mal nicht diffamiert werden.“ Wenn ich manchmal zögere, den Mund aufzumachen, wo es mir notwendig erscheint, hilft der Gedanke an meine persönlichen Vorbilder, die sich und ihren Idealen treu bleiben, statt gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Außerdem erkenne ich die mir im Lauf des Lebens zugewachsene Courage als zentrale Ressource nicht nur für mich, sondern auch für unsere Gesellschaft. Das erleichtert auch die Aussöhnung mit meiner Familiengeschichte: Wenn ich sie als Trainingslager für Zivilcourage identifiziere, in das ich hineingeboren wurde, entsteht Sinnhaftigkeit. Kuschen wir nicht um des lieben Friedens oder unseres Vorteils willen und um everybody's darling zu sein, sondern halten wir uns vor Augen: Eine Gesellschaft braucht Menschen mit Rückgrat,

die aufstehen und sich sicht- und hörbar machen, „wenn was zu sagen wär“.

Danke, Bettina Wegner!



CLAUDIA MÖNIUS

studierte Sprachen, Wirtschafts- und Kulturraumstudien an der Universität Passau. Sie ist Beraterin und Buchautorin und lebt bei Nürnberg und in Wien.

www.mutmacherei.de